

Es ist höchste Zeit!

Wieder einmal mehr ist in unserem Kantone — im Hinblick auf die bevorstehende Abstimmung — die Debatte über das Frauenstimmrecht im Gange. Wieder einmal mehr können wir keine Zeitung aufschlagen, ohne daß uns die bekannten Stimmen entgegenklingen: „Es gibt einen nicht zu verkennenden Naturunterschied...“, „Was man auch sagen will: Es liegt nun einmal im Wesen der Frau...“, „...im Familienleben, in der Mütterlichkeit, liegt ihr eigentlicher Beruf“ usw. — Ueber all das ließe sich vielleicht reden. Es ist freilich schade, daß alle diese Denker und Philosophen des Familienlebens nur gerade dann ihre Sprüche zum besten geben, wenn wieder einmal eine Abstimmung über das Frauenstimmrecht fällig ist. Wie steht es denn in der Zwischenzeit zwischen den Abstimmungen? Gibt denn da dieses ganze Thema der Betätigung der Frau zu keinen Betrachtungen, zu keinen Besorgnissen und Warnungen Anlaß? Gegenüber wesentlichen, die Frau angehenden Lebensverhältnissen unserer Zeit bleiben die meisten Stimmrechtsgegner gleichgültig, weil sie alles ganz in der Ordnung finden. Aber wenn einmal die Abstimmung kommt, dann verfechten sie mit Tief Sinn die Grundordnungen der menschlichen Natur. Bei solcher Gegnerschaft ist wohl etwas faul in der Sache. — Jedermann weiß, daß die Frau heute zu fast allen Berufen den Zugang gefunden hat, — auch zu solchen, die äußerlich und innerlich sehr weit vom Hause abliegen! Man mag sich zu dieser Entwicklung seine eigenen Gedanken machen. Aber an

den Tatsachen ist nichts zu ändern. Man kennt die Frau in der Fabrik, im Bureaudienste, als Polizeiassistentin, als Billetteuse, als FFD, in den MEX und wer weiß in welchen Funktionen. Das alles läßt man sich gefallen. Warum? Natürlich darum, weil es sich um unentbehrliche Funktionen handelt! Und was lese ich eben heute in der Zeitung, im Zusammenhange eines Artikels über den Konflikt in der Textilindustrie? „...daß heute im ersten Jahr nach der Lehre eine Damenschneiderin auf 65 Rp. pro Stunde kommt, was einem Monatseinkommen von Fr. 135.— entspricht.“ Wöten die hier angedeuteten sozialen Verhältnisse nicht einen viel besseren Anlaß, über die Weiblichkeit Betrachtungen anzustellen, als immer wieder die Stimmrechtsfrage?

Wenn die Frau ohnehin am privaten wie am öffentlichen Leben mit ihrer Intelligenz und Arbeitskraft weithin beteiligt ist, — wie kann es da mit der einfachsten Vernunft und dem nothdürftigsten Sinn für Billigkeit in Einklang gebracht werden, daß ihr dauernd die Teilnahme am Staatsleben — als ihr Recht und ihre Pflicht — vorenthalten wird? Wo alle jene Pflichten der Frau keinen Widerspruch finden, wie darf man es da wagen, ihr die entsprechenden Rechte streitig zu machen? Darüber sind eigentlich keine Worte zu verlieren. Auch die Gegner vermögen es im Grunde wohl einzusehen. Aber sie verdecken mit schönen Redensarten von dem, „was sich für die Frau gehört“, das, was in ihnen ausschlaggebend ist: Der primitive Machtinstinkt des Mannes. In seinen Untergründen spricht er: Recht ist, was dem Manne nützt!

Aber „diese unsympathischen Stimmrechtlerinnen“? Wer an diesem Punkte scheitert, möge sich Folgendes sagen: „Eben dann, wenn ich dem Frauenstimmrecht zum Siege ver helfe, wird dieser Typus verschwinden, der ja nur solange nötig ist, als sich die Frau das Stimmrecht erkämpfen muß. Eben dann wird diese ganze mir ärgerliche Keiferei ein Ende nehmen. Denn dann wird es nicht mehr „rechtelnde“ sondern ganz einfach „berechtigte“ Frauen geben.“ — Die Einrichtung des Frauenstimmrechtes wird sich unserm demokratischen Staatsleben als ein letztlich unentbehrliches Element wie selbstverständlich einfügen. Sie wird nicht das Paradies auf Erden bringen. Aber eine bedenkliche Lücke unserer Demokratie wird beseitigt sein. Und das Familienleben wird von ihm nicht Schaden leiden, wenn es nicht schon schadhast ist. Was uns da von den Gegnern vorgemacht wird, ist blauer Dunst. In viel tieferen Entscheidungen fallen über das Familienleben die Würfel.

Es ist höchste Zeit! Das Basler Volk, das Schwizer Volk wird endlich einmal begreifen, was die gegenwärtige Stunde von ihm fordert.

Prof. Heinrich Barth.